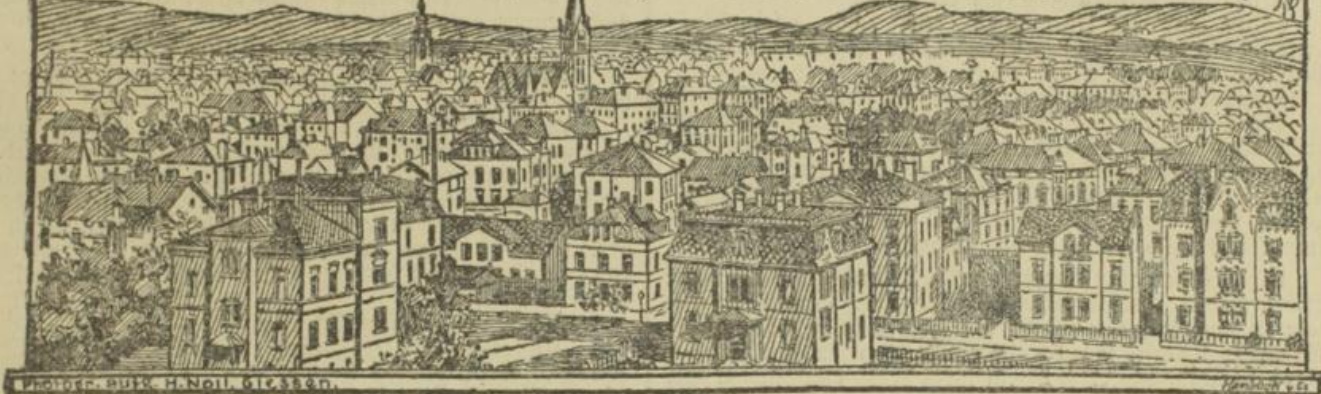


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

Eine milde Märzsonne des Jahres 1815 stieg mit rötlich-gelbem Licht am klarblauen Himmel empor. Der zartgrüne Schleier des jungen Frühlings lag schon über den Feldern und über den sanften Höhen, zwischen die das kleine Städtchen Wettemburg eingebettet war. Lenzfrohes Hoffen atmete die festtägliche Stille. Aus allen Rihen und Spalten guckte der Frühling. Aus jedem Strauche, aus jedem Baum lugte er mit leuchtenden Augen heraus.

Sonntag war es.

Leutnant von Jägers ablerscharfer Blick umfaßte, aus dem kleinen Fenster eines sauberen Gasthofszimmers hinausweisend, das anmutige Bild. Unbewußt. Seine Gedanken weilten ja ganz wo anders — ganz wo anders! Aber die smaragdgrüne Lenzstimmung da draußen, das frohlockende Hoffen, nein! die sieggewisse Zuversicht vom Triumphe des Lenzes, vom Triumphe der Liebe, die sah mit einem Male in seinem Herzen fest, und alle Schatten grüblerischen Sinnes, die noch eben sein Hirn durchkreuzt und sein frisches, einnehmendes Gesicht verlästert, sanken darin unter.

Es mußte ja alles gut werden!

Er hatte ja schon weit Schwereres, weit Größeres durchlebt und durchdrungen. Der Feldzug in Rußland stieg blühtartig vor seinem geistigen Auge auf, — dieser Feldzug, den Napoleon in unerfättlicher Ländergier mit so unerhörten Machtentfaltung unternommen, und der aus seinem völligen Zusammenbruch die Freiheit der unterjochten Völker Europas gebar. Welche Qualen hatte er da, Ulanenoffizier in einem der beiden kombinierten Kavallerieregimenter, die aus dem Verbands des preussischen Hilfskorps unter General York gerissen, der großen Armee zugeteilt waren, durchlitten! Welche Greuelzonen hatte er erlebt. Und dann — die Auf-erstehung seines Vaterlandes! Der Losbruch des Sturmes, der einer elementaren Naturgewalt gleich, sich gegen den verblendeten Tyrannen erhob und, dahinbrausend, sein monströses Staatengebäude zerbrach. Die Völkerschlacht bei Leipzig mit ihrem grandiosen Ringen um Sein und Nichtsein, mit ihrem heraufstrebenden Siege! Was bedeutete gegen das alles der Kampf mit dem Schatten in eines Mädchens Herzen?! Der Kampf mit einem Schatten!

Wieder legte sich ein dunkler Schleier über das offene Gesicht Otto von Jägers.

Dieser Schatten hieß — Napoleon!

Der glühende Haß, den er gegen den Unterdrücker stets empfunden, durchstiedete sein Blut vor neuem. Seine Hände ballten sich. Zugleich strafften sich alle Sehnen seines Körpers wie zum Kampf. Die blauen Augen sprühten Funken.

„Ich will dir mein Liebste schon abringen, du — Schatten!“

Raum aber hatte der Ton seiner halbgemurmelten Worte sein Ohr gestreift, als ein Lächeln über seine Lippen ging. Ein leichtsinnig led übermüdiges Lächeln. Er trat vor das Bild des Korjen, das über dem geklümten Sofa hing. „Ich habe dich im Schlachtenbraus nicht gefürchtet, — ich werde dich nicht fürchten auf deinem Elbaner Ruhesitz!“ Er spibte die Lippen und pffft ein munteres Lied. Ungeduldig trat er in dem einfachen Zimmer umher und blieb noch einmal vor dem goldrahmigen Rokospiegel stehen, der eine der Eden füllte. Noch einmal nestelte er am Gehänge des Säbels, fuhr mit der Rechten über das blaue, tadellos sitzende Kollet, dann über das braune, wellige Haupthaar und den ledigen, hochaufgezwickelten Schnurrbart: ein Blick der Befriedigung umflog sein Spiegelbild. Dabei lauschte sein Ohr aber doch hinaus: wenn sie doch nur erst kommen wollten!

Sein Auge streifte die Stuhnuhr: Zehn Uhr! Der Wagen mußte gleich vorfahren. Daß doch die Frauen so gern warten lassen!

Da — ein leichter Schritt — das Knistern eines seidenen Gewandes — die Tür tat sich auf —

„Toska!“

Es war ein Ruf der Ueberraschung, des Entzückens. Nein! So schön hatte er sie selbst in seinen Träumen nicht gesehen! Leuchtend umflog die weiche weiße Seide ihre herrliche Gestalt. Wie eine Krone sah der Myrthenkranz auf dem duftigen blonden Haar, das, wenn die Sonne drin spielte, wie eben jetzt, einen goldenen Märchenschimmer trug. Und vom Brauschimmer eingerahmt, dieses eigenartig reizvolle Gesicht, das mit kritischem Maßstab gemessen, vielleicht nicht einmal schön zu nennen war, das aber süße Rätsel zu lösen aufgab, wie der verschwiegene Wald, wie die heimlich murmelnde Quelle — dieses ovale, mattweiße Gesicht mit seinem feinen, blumenweichen Kindermunde, mit seinen mandelförmigen tiefen, braunen Mädchenaugen.

Wie diese Augen ihn anblickten!

Alles Leid — alle Liebe der Welt lag darin.

„Toska!“

Er, der einen Augenblick wie angewurzelt gestanden, stürzte nun vor, ergriff ihre Hand und zog sie ins Zimmer hinein.

„Toska“, wiederholte er erschüttert. „Traure nicht länger! Ich will dich halten als mein teuerstes Gut! Mein Höchstes sollst du mein Leben lang sein.“

„Das weiß ich!“ entgegnete sie fest mit einer warmen glöckentiefen Stimme. „Darum will ich mein Lebtag mit dir geben. Trotz allem!“ Und leise — unter köstlichem Erröten, aber ohne die Augen zu senken — fügte sie hinzu: „Denn ich habe dich lieb.“

„Toska! Das danke dir Gott!“ Sein Herz schwoll vor Jubel. Er wollte sie in die Arme schließen und wagte es doch nicht. So beugte er sich nur über ihre Hand und lästete sie in Wonne, Leidenschaft und Ehrfurcht — ein, zweimal. Gebete — Gelöbniße stammelte dieser Ruf.

Ihre Seele verstand ihn. Schauer durchrieselten sie. Schauer tiefer bräutlicher Seligkeit, doch zugleich Schauer eines heimlich zitternden Grauens: wenn es das Schicksal nun doch an ihr rächen würde, daß sie sich ihm zu eigen gab? Aber die Seligkeit siegte.

„Komm!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Da wurde die Thür von neuem geöffnet. Veräuschvoll und in freudiger Hast.

„Vorwärts, Kinder! Wo steht ihr denn? Zum tôte à tôte habt ihr später noch Zeit genug!“

Ulrich und Erdmuths Erlin traten ein.

„Nun, hab' ich Ihre Braut nicht schön geschmückt?“ fragte sie mit einem frischen Lächeln, das die gesunden Zähne sehen ließ, indem sie neben Toska trat.

Ottos Blick umfing einen Augenblick lang beide Frauen.

Welch ein Gegenatz! Der ganze Zauber geheimnisvoller Weiblichkeit schien über Toska ausgegossen. Erdmuths hagere, edige Gestalt im schwarzseidenen Kleide, ihr grauweißes, scharfartiges Gesicht mit dem strassanliegenden aschblonden Haar schien ihm ohne jeden Charme und nur bestimmt, das Bild seiner Braut zu heben.

Ulrich Erlin aber empfand anders. Auch sein Auge ruhte auf den beiden. Toskas reizvolle Erscheinung erweckte in ihm heute in noch höherem Maße als sonst jene prickelnde, beklemmende Unrast, jenes unheimliche Bangen um den geliebten Freund, das er so oft in ihrer Nähe empfunden. Bei Erdmuths war göttliche durchsichtige Klarheit, war tiefer, mütterlicher Frieden.

„Seht Ihr Schweigen etwa: nein?“ fragte die jetzt mit einem humorvollen Aufblitzen ihrer hellen Augen in die Stille hinein.

„Es heißt, daß man einen Bräutigam nicht so dumm fragen muß,“ nahm Ulrich fast ärgerlich das Wort. „Eine Braut ist dem Geliebten stets der Inbegriff alles Schönen. Muß es sein! Selbst, wenn sie in den Augen anderer —“

„Eine Nachtule ist!“ warf Erdmuths schelmisch ein.

„Selbst dann! Ihn muß sie der Sonnenvogel sein —“

Ulrichs blauschwarze Augen taten sich unter den vorspringenden buschigen Brauen weit auf. Ihre Lichter fluteten mit warmem Glanze in die helleren seiner Frau und in ihre lauchende Seele hinein.

„— und bleiben?“ fragte sie mit einem Erröten, das sie für Augenblicke mit frauenhafter Anmut umkleidete.

„In Ewigkeit!“ bejahte er mit leuchtendem Ernst.

„War das nun eine Liebeserklärung?“ fragte Toska scherzend.

„Eine ganz regelrechte, Fräulein von Cure! Ach, Kinder, ich muß meinem vollen Herzen einmal Luft machen! Nehmt euch ein Beispiel an uns alten Leuten...!“ Voll tiefer Erregung wandte sich Ulrich dem Brautpaare zu. „Fräulein Toska, ich übergebe Ihnen heute meinen Freund, meinen langjährigen Waffengefährten, den ich wie einen Bruder liebe. — Nein, das Wort Bruder ist ein zu schwacher Ausdruck für mein Empfinden! Aber ich finde kein anderes. Ungezählte Leiden auf Rußlands Schneefeldern — himmelstürmende Freuden, trotz aller Not und Gefahr im Kampfe wider den Korsen — das hat unsre Herzen aneinander geschmiebet wie die Glieder einer Kette. Erdmuths, meine Erdmuths, war die dritte im Bunde. Heute treten Sie, Fräulein von Cure, als vierte in unsern Kreis. Vergessen Sie alles, was draußen, was hinter Ihnen liegt.“ Beschwörend ergriß er die Hand. „Gehören Sie fortan ungeteilt, mit ganzer Seele zu ihm — zu uns! Machen Sie ihn glücklich!“

Toska war leicht erbläst. Fast unmerklich war sie vor diesem plötzlich so stürmisch hervorbrechenden Werben zurückgewichen. Ihr Herz öffnete sich ihm nicht — es verschloß sich eher davor.

„Ich will es versuchen“, sagte sie leise. Aber es wehte ein fröstelnder Hauch durch ihre Stimme.

Der sensitive Ulrich stand betreten, verlegt. Otto fühlte es; er fühlte aber auch in Toskas Seele.

„Daß' mir mein Bräutchen heut in Ruh, Großer!“ wehrte er ab. „Sie werden dir's schon zeigen, daß sie mein ist — ganz mein!“ Dabei legte er ihm, dem „Großen“, der doch um einen halben Kopf kleiner war, die Hand wie bittend auf die Schulter. „Und nun kommt! Der Gottesdienst ist aus. Die Glocken beginnen schon wieder zu läuten.“

Ein paar Augenblicke später fuhren sie durch die sauberen Straßen der katholischen Kirche zu. Sie war für diese Stunden den brandenburgischen Mänen zum protestantischen Gottesdienst eingeräumt.

Toska gehörte durch ihre Mutter, die eine Deutsche war, dem evangelischen Bekenntnis an.

Der junge Rittmeister saß mit seiner Frau im ersten Wagen; das Brautpaar im zweiten.

In düstrem Schweigen starrte Ulrich vor sich hin. Erdmuths betrachtete ihn. Wenn er so dasaß, wie eben jetzt, mit vorgebeugtem Kopf, die Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart fest geschlossen, die Lider unter den vorspringenden schwarzen Brauen tief über die Augen gesenkt, dann war etwas Fanatisches in seinem runden, schmalstirnigen Gesicht; man sah, daß dieser Mann alles, was ihm das Leben auch immer entgegenbrachte, mit heißer Leidenschaftlichkeit erfaßte. Er machte sich das Leben nicht leicht.

„Wenn er nur glücklich wird —!“ wurden seine Gedanken laut.

„Aber Ulrich! Warum sollte er nicht! — Wie konntest du nur...!“ Mütterlich erfaßte Erdmuths seine Hand.

„Du hast recht! Ich war wieder einmal täppisch — wollte sie im Sturm erobern!“ Abgerissen, stoßweise kamen die Worte. Dabei fuhr er sich mit der Rechten durch das volle schwarze Haar. „Aber wenn du wähest — wie mein Herz an ihm hängt —! Und sie! Diese Fremde —! Unnatur ist's!“

„Ulrich — sie haben sich lieb!“

„Unnatur ist's trotzdem“, beharrte er. „Er ist ein Preuße. Sein ganzes Denken und Empfinden wurzelt in seinem Vaterlande. Preußens schwachvolle Demüthigung, Preußens glanzvolle Erhebung sind für ihn wie für einen jeden von uns zum eigenen Schicksal geworden. Napoleon, der Preußen geknechtet, ist unser persönlicher Feind. Unser Leben ist verankert in der Feindschaft wider ihn. Und sie —! Sie hat mit der Muttermilch die Vergötterung für diesen Hölleensohn in sich gesogen!“

„Ulrich, da siehst du schwarz. Ihre Mutter war eine Deutsche —“

„Und ihr Vater ein Offizier der alten Garde Napoleons.“

„Er ist tot!“

„Tot?“ Bräsig wandte er sich zu ihr herum. Der Säbel klirrte an seiner Seite. „Wer sagt das? Otto glaubt es — Toska glaubt es — ich glaube es immer noch nicht! Ich sah nur, wie er auf dem entsetzlichen Leidenswege vor Wilna nach Komno den Kosaken in die Hände geriet. Mehr weiß kein Mensch. — Wenn er plötzlich wieder auftauchte und vor seine Tochter hinträte! Wenn der Korsen plötzlich wieder in Frankreich erschiene!“

„Ulrich! Dein Pessimismus treibt dich ins Uferlose!“

„Liebe macht hellseherisch. Ich glaube an Träume. Die Fühläden unserer Seele schauen mit scharfsichtigen Augen lange voraus, was als Wirklichkeit in die Erscheinung treten wird. Daß ich ihn vor dieser Ehe hätte bewahren können!“

„Du bist außer Dir!“ Sie versuchte, ihn sanft an sich zu ziehen. Mit stiller göttiger Liebkosung strich sie über sein dunkles Haar. Wieder und wieder. Die Berührung ihrer leichten kühlen Hand beruhigte ihn.

„Vergib“, murmelte er, die Augen schließend. „Vergib! Aber wem sollte ich mich anvertrauen, wenn nicht dir?“ —

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus. Er reichte ihr den Arm und schritt mit ihr durch die Menge, die sich auf die Kunde von der bevorstehenden Trauung vor der Kirche angesammelt. Die blaue, mit dem eisernen Kreuz geschmückte Mänenuniform mit ihrem Kragenrot, ihren Goldschnüren und dem Federtschako stand ihm sehr gut; obwohl er nicht schlank und hochgewachsen, nur mittelgroß und eher etwas unterseht war. Die hagere Erdmuths war von gleicher Größe. Manch einer wunderte sich, daß er nicht eine hübschere Frau genommen.

In der Sakristei fanden sie schon die anderen Gäste vor; zumeist alles Offiziere von demselben Regiment. Auch zwei ihrer Damen, die wie Erdmuths aus der Heimat gekommen waren, um für kurze Zeit wieder einmal in der Nähe ihrer Gatten zu sein. Denn die drei preussischen Armee-korps, die 1814 in Frankreich gefochten, waren — wie die meisten anderen Truppen der Verbündeten — noch auf Kriegsfuß verblieben. — Jetzt trat das Brautpaar ein. Ein kleiner Zug bildete sich — man schritt in das Schiff der Kirche, in der noch die Mänen weilten, die zuvor am Gottesdienst teilgenommen. Unter Orgelklängen nahm man am Altare Platz. Die Rede des Predigers begann.

Ulrich vermochte ihr nicht zu folgen. Er konnte trotz größter Willensanstrengung seine Gedanken nicht darauf konzentrieren. Wie der Alp eines nahenden Unheils lag es auf seiner Brust. Um sich zu zerstreuen, hob er die Augen und ließ sie über die kleine Gesellschaft schweifen.

Alles liebe, vertraute Gesichter, mit denen die Vergangenheit ihn und Otto aufs engste verband. Er sah sich plötzlich wieder mit ihnen in der Schlacht an der Ragbach — sah sich wieder im wilden Kriegsgetümmel bei Mödern-Leipzig! Wie die Löwen hatten sie da gekämpft — einer für alle, alle für einen, um die verlorene Freiheit wieder zu erringen und den Tyrannen in den Staub zu werfen. Und nun dieser fremde Blutstropfen in ihrem Kreise, sie, die der eigene Vater, wie sie selbst erzählt, zu diesem Tyrannen wie zu einem Halbgoth hatte aufzublicken gelehrt. Und fremd würde sie bleiben. Das hatte ihm ihre kühle Zurückhaltung seiner feurigen Bitte gegenüber eben nur zu deutlich bewiesen. Da war aller künstliche Selbstbetrug, da war alle Hoffnung, daß es einst anders werden könnte, jaß in sich zusammengesunken.

Wo in aller Welt hatte er nur seine fünf Sinne gehabt? Er war mitschuldig, wenn der Freund unglücklich wurde! Diebende sind immer blind — Nachtwandlern gleich. — Er aber hatte doch seine hellen Augen, seinen klaren Verstand! Vor nun fast einem Jahr, kurz nach der Schlacht von Paris am 20. März, da hatte es begonnen. Die Hauptstadt hatte kapituliert, Napoleon sich nach Fontainebleau geflüchtet. Die Monarchen von Rußland und Preußen hatten an der Spitze ihrer Garden und Grenadiere ihren feierlichen Einzug in die Stadt gehalten. Der übrige Teil der verbündeten Heere bezog Quartier im weiten Kreise um die Hauptstadt herum — das Ulanenregiment bivouakierte bei Courcelles in der Nähe der Seine, eine halbe Stunde vor den Toren vor Paris. Die Offiziere nahmen, geradezu trunken vor Glück über diesen Ausgang des Krieges, in dem kleinen Schloßchen Quartier. Es gab viel Lachen und Scherzen dabei und manche löbliche Situation. Denn das Schloßchen hatte bis dahin einer Erziehungsanstalt für junge Damen zur Heimsstätte gedient. Erzieherinnen und Böglinge aber hatten anscheinend in toller Eile vor den heranziehenden Barbaren die Flucht ergriffen. In holdem Wirrwarr lagen tausend süße Mädchenlinge noch in den Zimmern umher.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben König Carols.

Keiner unter den Herrschern Europas hat eine solche Fülle romantischer Wagnisse und Kämpfe durchlebt, wie der dahingegangene Schöpfer der rumänischen Königsmacht. Vom deutschen Prinzen und preussischen Leutnant zum mächtigen Beherrscher eines Reiches, dem er eine imponierende Stellung im europäischen Konzert geschaffen, von Düppels Schanzen, wo er die Feuerkugel erlitt, bis zu den Schlachtfeldern von Pleona und Smrban, wo er als überlegener Feldherr sein Heer führte, von der Deismastadt Sigmaringen bis zur Königsresidenz Bukarest — es ist ein weiter Weg, den dieser kluge und kühne Fürst durchgemessen mußte, es ist zugleich eine glanzvolle Laufbahn, wie sie wenigen Sterblichen beschieden. Gehört der Manneserlebe und dem Greisenalter Carols der Ruhm, in unermüdlicher Sorge für sein Land die Grundfrage von Rumäniens Größe geschaffen zu haben, so ist seine Jugend die Zeit der Abenteuer, und wie ein spanisches Mädchen müdet die Geschichte seiner Wahl und seiner Thronbesteigung an, an die wir hier erinnern wollen.

Es war im Kriegsjahr 1866; aber noch herrschte Frieden, und zum Geburtstag König Wilhelms hatten sich all seine Verwandten in Berlin versammelt. Unter ihnen befand sich auch mit seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, und seinem älteren Bruder, dem Erbprinzen Leopold, Prinz Karl von Hohenzollern, der als Premierleutnant beim preussischen zweiten Garde-Dragoonen-Regiment stand. Zur Feier des Osterfestes erhielt er darauf Urlaub nach Düsseldorf, und hier erschien plötzlich der rumänische Abgesandte Ioan Bratianu, der vom Fürsten Karl Anton zur Tafel gezogen wurde. Während der Fürst von seinen Plänen unterrichtet war, sah ihn der Prinz zum erstenmal bei Tisch, wo ihn Bratianu mit den Worten begrüßte: „Man hat mir viel von Curer Dohet in Paris gesprochen, wo man mir sagte, Sie wären in Berlin. Ich bin glücklich, durch einen guten Zufall eure Dohet schon hier zu finden.“ Der Prinz, der seine Mission ahnte, erwiderte, daß er in zwei Tagen zu seinem Regiment zurückkehren müsse, und fügte hinzu: „Umso mehr, als wir Krieg bekommen werden.“ Es widersprach seinem patriotischen Gefühl, sein Vaterland in einem solchen Augenblick zu verlassen; aber als darauf Bratianu in persönlicher Audienz bei ihm erschien und ihm die Krone Rumäniens antrug, lehnte er nicht direkt ab. Freilich nahm er noch weniger

an, und sein Erlaunen war daher grenzenlos, als er 14 Tage später mit seinen Regimentskameraden im Kasino saß, die Zeitung gebracht wurde und folgende Depesche dorthin stand: „Bukarest, 1./13. April. Heute haben Statthaltertschaft und Ministerium mittelst Anschlag an den Straßenecken den Prinzen Karl von Hohenzollern unter dem Namen Karl I. zum Fürsten von Rumänien vorgeschlagen; es geht das Gerücht, der Prinz werde demnächst hier eintreffen. Die Bevölkerung scheint darüber voller Freude zu sein.“ Abends im Opernhaus begrüßte den bestürzten Thronkandidaten Prinz Karl von Preußen scherzhaft als „Fürsten“; König Wilhelm äußerte schwere Bedenken, aber Bismarck riet ihm, direkt nach Rumänien abzureisen und vom König nur einen Urlaub ins Ausland zu erbitten. Als Ministerpräsident mußte er sich entschieden gegen die Annahme der rumänischen Krone aussprechen, da Preußen durch jede offizielle Unterstützung in schwere Konflikte mit Rußland und der Pforte verwickelt werden könne, aber als Freund gebe er ihm den Rat zu eigenmächtigem Handeln; mißlinge der Coup, so bleibe ihm immer noch die Erinnerung an ein „pilantes Abenteuer“. Prinz Karl, der wußte, daß nur entschlossenes Handeln die Sache zum Austrag bringen könnte, sagte nun gegen den Willen der in Paris tagenden Konferenz den Entschluß zur Annahme und bat um Urlaub nach Düsseldorf, den ihm der König mit den gerätheten Worten: „Gott behüte dich!“ gab. Dem Fürsten Karl Anton teilte er mit, daß der Prinz bei einem eventuellen Ueberschreiten der preussischen Grenze seinen Abschied einreichen müsse, da er nicht im Augenblick der Mobilmachung als preussischer Offizier außer Landes gehen könne. In Düsseldorf wurden mit Bratianu die endgültigen Besprechungen gepflogen und der Plan zur raschen Reise gefaßt.

In der Morgenfrühe des 11. Mai, als noch alle Bedienten in der Residenz des Fürsten Karl Anton zu Düsseldorf schliefen, packte Prinz Karl selbst seine Sachen. Ein kurzer Abschied von den Eltern; dann ging es hinunter — zum letzten Male in preussischer Dragoner-Uniform — er umarmt noch den jüngsten Bruder und sprengt dann davon, als gälte es einen Spazierritt, niemand durfte ahnen, daß der neue Fürst von Rumänien in diesem Augenblick die Reise in sein Reich antret. Nicht ohne Bewegung vertauscht er dann bei seinem ältesten Bruder in Schloß Wenrath die preussische Uniform mit einem Zivilanzuge, und dann geht die Fahrt in Begleitung weniger Vertrauter nach der Schweiz. Unterwegs werden die Namenszüge aus der Wäsche getrennt, die Krone über dem O am Necessaire des Prinzen abgekrast. Vom Randamman Eplf bekommt er einen Schweizer Paß, lautend auf den Namen Karl Dettingen mit dem Signalement: „Blau Augen, dunkle Haare, scharf geschnittene Aßlernase, dunkler Flaum auf Wangen und Oberlippe, schlankes Gestalt und Brille“, wach lehtere der Prinz sich zugelegt hatte, um sich ganz unkenntlich zu machen. Auf der Reise durch Oesterreich, wo die Bahnhöfe mit dem zur Mobilmachung ekkenden Militär überfüllt sind, ist er unzählige Male in Gefahr, erkannt zu werden. Auf der letzten österreichischen Eisenbahnstation muß er zwei Tage auf die Ueberfahrt über die Donau warten, während jede Stunde länger in der österreichisch-ungarischen Monarchie die Gefahr des Entdecktwerdens vergrößert. In dem kleinen schmutzigen Wirtshaus erzählt man sich allerlei von dem neuen Fürsten, was nicht gerade hoffnungsvoll klingt: „Der wird sich bald ebenso unmößlich machen wie der Cusa“ oder: „Es wird nicht lange dauern, dann jagen ihn die Walachen davon!“ Endlich erfolgt die Fahrt nach Belgrad und von dort weiter. Zwischen Frachtsäcken schreibt der Fürst von Rumänien an Kaiser Franz Josef, daß er die Krone nicht in feindlicher Absicht gegen Oesterreich annehme. Nachmittags den 20. Mai legt das Schiff an der ersten rumänischen Stadt an; über die Landungsbrücke von Turnu-Severin schreitend, setzt Prinz Karl den ersten Fuß auf den Boden seines Reiches; seine Untertanen, die neugierig ringsherum stehen, ahnen nicht, daß ihr neu erwählter Fürst da an ihnen vorüberschreitet....

Drei Jahre harter sorgenschwerer Arbeit liegen hinter dem jungen Herrscher; durch unüberwindlich scheinende Hindernisse, durch die Wogen der ringsum hocherregten Volkstür hat er das Schiff seines Staates sicher gesteuert. Nun, gleichsam im ersten freien Augenblick, da er sein Land beruhigt verlassen kann, wird er eine andere wichtige Aufgabe erfüllen; seinem Reich die Herrscherin schenken. Und er ahnt auch schon, wer das sein soll. Sein alter treuer Freund und Berater, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der mit ihm in Baden-Baden zusammenstieß, rät ihm dringend, „alle andern in Frage kommenden Partien aufzugeben und sich um die Prinzessin Elisabeth von Wied zu bewerben: Er kenne sie genau, sie habe eben soviel Geist wie Herz, edles Streben und einen unwiderstehlichen Liebreiz.“ Der Kronprinz will eine Begegnung vermitteln, ohne daß die Prinzessin etwas ahnt. Fürst Carol fährt unterdessen in wichtigen Geschäften nach Paris, und als er Kaiser Napoleon von seinem Plan Mitteilung macht, erklärt dieser sein Einverständnis mit den Worten: „Die deutschen Prinzessinnen sind ja so gut erzogen!“ Der Kronprinz, der sich auf der Reise nach Konstantinopel befindet, telegraphiert aus Benedig, daß das Rendezvous mit der Fürstin von Wied am 12. Oktober in Köln vereinbart sei. Zu verabredeter Stunde trifft der Fürst ein, und der peinliche Augenblick der ersten Begegnung ist schnell und angenehm überwunden. In ihrer lebhaften und unbefangenen Art lesen wir in den „Aufzeichnungen eines Augenzeugen“, „erkundigt sich die

Liebreizende Prinzessin nach seinem Bande und seinem Leben dort; sie trüben gemeinsame Berliner Erinnerungen auf, und Prinzessin Elisabeth ruft ihm ins Gedächtnis zurück, wie sie einst auf der Treppe im Schloß Holzente und nur dank seines starken Armes, der sie auffing, keinen Schaden nahm. Ehe die Promenade zu Ende, ist Fürst Karl bereits in ihrem Banne; sie hat ihn für immer erobert und an sich gefesselt, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben." Gleich nach dieser ersten Begegnung erklärt der Fürst schon im Wagen den Herren seiner Begleitung, er sei entschlossen, augenblicklich den entscheidenden Schritt zu wagen. Er hält sofort danach um die Hand der Prinzessin an und empfängt von der Fürstin das Versprechen, daß sie mit ihrer Tochter reden wolle. Eine lange Viertelstunde hängen Wartens — dann läßt der Ungebuldige wieder anfragen und erhält die erhoffte Nachricht: Die Prinzessin hat „ja“ gesagt. Nur zwei Stunden ist es ihm vergönnt, noch mit seiner lieblichen Braut zusammen zu sein, dann rufen ihn wichtige Geschäfte schon mit dem Nachzug nach Paris zurück. Ein erstes Telegramm meldet dem Förderer des Bündnisses, dem Kronprinzen, die frohe Nachricht, der von Konstantinopel aus seine Glückwünsche an den Fürsten sendet: „Du wirst Dir denken können, wie mein Herz beim Empfang der Nachricht jubelt hat, denn eine lang gehegte stille Hoffnung hat sich erfüllt, und meine Erwartung, daß Elisabeths Erscheinung ihren Eindruck auf Dich nicht verfehlen werde, ist eingetroffen. Möge Gott nun Euch in Eurer Ehe das Glück bescheiden, das Du in der meinigen oft genug zu beurteilen Gelegenheit gefunden hast; möget Ihr also reichlich für all die Enttäuschungen entschädigt werden, die Eure Stellung in der neuen Heimat unvermeidlich mit sich bringt.“

Die große Wendung im Leben König Karls bildete der russisch-türkische Krieg, in dem Rumänien durch seine entscheidende Beteiligung an den Kämpfen seine Leistungsfähigkeit als moderner Staat und als kräftige Militärmacht zu beweisen Gelegenheit hatte. Es geschah dies bekanntlich sehr gegen den Wunsch und Willen Rußlands, welches Rumänien in der Rolle eines kleinen Vasallenstaates festzuhalten gedachte. Rußland nahm denn auch das Hilfsangebot des Fürsten Karl zunächst sehr kühl auf und Reslow machte ihn darauf aufmerksam, daß Rumänien, wenn es sich in den Krieg einzumischen gedenke, dies auf eigene Gefahr tun müsse. Fürst Karl beschloß abzuwarten und mobilisierte zunächst einmal sein ganzes Heer. Als dann, nachdem die Lage für Rußland bereits kritisch geworden war, vom Zaren ein drahtloser Hilferuf erging, zog der Fürst nun seinerseits vor, erst noch zu warten. Den weiteren Fortgang der Dinge, der sich geradezu dramatisch gestaltete, hat König Karol selbst einmal einem Besucher in fesselnder Weise erzählt. Es kam ein zweiter Hilferuf. „Ich telegraphierte dem Kaiser, daß ich käme, und meine Armee überschritt in größter Ordnung die Donau. Ich werde die Einzelheiten meiner Begegnung mit dem Kaiser und dem Großfürsten Nikolaus nie vergessen. Es war in einer elenden bulgarischen Hütte; ich kam bei einer furchtbaren Hitze, mit Staub und Schweiß bedeckt, an. Nach der ersten Begrüßung sagte der Großfürst: „Sie sind also entschlossen, Ihre Armee selbst zu führen?“ — „Natürlich, es ist ja meine Armee.“ — „Das soll heißen, daß Sie nicht unter dem Kommando eines russischen Generals stehen können.“ Ich sprang bei diesen Worten auf und schrie: „Unter dem Befehl eines russischen Generals! Sagen Sie lieber, daß zehn russische Generale unter meinem Befehl stehen können!“ Um der peinlichen Unterredung ein Ende zu machen, sagte der Kaiser in liebenswürdiger Weise, daß ich wohl sehr müde sein dürfte, und daß mir ein wenig Ruhe gut tun würde. Man führte mich in ein schönes und bequemes Zelt, das durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt war. Ich war gerade mit meiner Toilette beschäftigt, als der Großfürst noch einmal kam und mir sagen ließ, daß er mich sofort sprechen müsse. Ich kleidete mich in aller Eile an: „Der Kaiser,“ sagte der Großfürst, „bietet Ihnen den Oberbefehl über alle Streitkräfte vor Plewna an. Entschließen Sie sich rasch, denn ich soll ihm die Antwort bringen.“ — „Wie kann ich mich denn sofort entschließen,“ antwortete ich, „ohne daß ich weiß, wie viel Mann da sind!“ Nachdem mir der russische Generalstabschef erklärt hatte, daß vor Plewna 30 000 russische Soldaten ständen, ging ich zum Kaiser und erklärte, daß ich annähme. Nun kamen viele Generale auf mich zu, um mich zu beglückwünschen; unter ihnen befand sich Ignatiow, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Nun, dieser Feldzug sollte ja nach Ihnen ein höher militärischer Spaziergang werden!“ Ignatiow hob die ganze Schuld auf seine Regierung, die nicht genug Armeekorps mobilisiert hatte. Vor Plewna hatte der König dann noch verschiedene Zusammenkünfte mit den russischen Generalen, die durchaus angreifen wollten; als er eines Tages für die Soldaten Verschanzungen aufschlagen lassen wollte, sagte einer der Generale stolz: „Unsere Verschanzungen sind die Brüste unserer Soldaten.“ — „Ganz richtig,“ erwiderte der König, „und weil diese Brüste mir viel wert sind, wünsche ich, daß sie durch einen Graben geschützt werden!“

### Vermischtes.

\* Soldat und Stoc. Mit seltsam gemischten Gefühlen las man in letzter Zeit, daß sich vielfach Gummiknäuel im Besitz gefangener russischer Offiziere fanden, die augenscheinlich der Kriegsbegeisterung unserer Feinde etwas nachgeholt hatten. Wenig bekannt sein dürfte es, daß man vor den Befreiungskriegen in der Tat den Stoc im Heere für unumgänglich nötig hielt, eben weil damals alle Truppen noch ähnliche Elemente unter sich hatten wie jetzt die Russen. „Daß der Stoc regiere unter den Soldaten, schreibt Ernst Moritz Arndt, ist ein notwendiges Uebel, so lange man sich nicht schämt, den Auswurf der menschlichen Gesellschaft in die Klasse dieser Staatsbürger aufzunehmen. Was soll man anfangen mit verwilderten, zuchtlosen Laugenichtsen, mit Menschen, die oft schon alle Stufen der Schande auf- und abgestiegen sind und dann einem Werber zulauen? Was soll man mit ihnen anfangen, wodurch soll man sie bändigen, als durch den Stoc, durch die Furcht vor dem gemeinsten Schmerz?“ — Und von Friedrich dem Großen sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (Buch XI): „Sein Uebergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preussische Exercitium und sogar der preussische Stoc eingeführt werden sollte.“

### Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

#### Amtsdeutsch I.

Frühere Bezeichnung.	Jetzige Bezeichnung.
Absentenliste . . . . .	Verzeichnis der Fehlenden
Acta . . . . .	Akten, Amtsschriften
ad Acta . . . . .	zu den Akten
Adjazent . . . . .	Anlieger, Angrenzter, Anrainer
Administration . . . . .	Verwaltung
Adoption . . . . .	Kinderannahme
Adressat . . . . .	Empfänger
Adresse . . . . .	Anschrift, Aufschrift
Adresskalender . . . . .	Wohnungsanzeiger
Advokat . . . . .	Anwalt, Rechtsanwalt
à fonds perdu . . . . .	ohne Ersatzpflicht
Agende . . . . .	Gottesdienstordnung
Agent . . . . .	Geschäftsvermittler, Makler Stellenvermittler, Mittelsmann
akkreditieren . . . . .	beglaubigen, bevollmächtigen
Akt . . . . .	Handlung, Tat, Vorgang
aktiv . . . . .	tätig, handelnd
Aktiva . . . . .	Vermögen
Akzise . . . . .	Verbrauchsabgabe
Alphabet . . . . .	Buchstabenfolge, ABC
Alternative . . . . .	Wahl, Zwiwahl
Amnestie . . . . .	Gnadenerlaß, Straferlaß
analog . . . . .	ähnlich
Analphabet . . . . .	Schriftunkundiger
animalische Lymphe . . . . .	tierische Lymphe
Anomalie . . . . .	Abweichung, Ausnahme
anonym . . . . .	ununterschieden
Arbeiterkolonie . . . . .	Wanderarbeitsstätte
Areal . . . . .	Fläche
Argument . . . . .	Beweis
Arrest . . . . .	Beschlagnahme, Sperre, Pfändung
assistieren . . . . .	helfen, beistehen
Asyl . . . . .	Obdach, Stätte, Heim
Attentat . . . . .	Anschlag, Mordanschlag, Angriff
Audienz . . . . .	Empfang, Gehör
Avancement . . . . .	Aufträgen, Beförderung

Aus dem Verdeutschungsbuch „Die Amtssprache“.

### Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend.
2. Mensch, begahle deine Schulden!  
Lang ist ja die Lebensbahn . . . . .
3. Und immer höher schwoh die Flut.
4. Der Knabe Don Carl sang an, mir fürchterlich zu werden.
5. Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Wert  
Der holden Güter dieses Lebens schätzen.
6. Siets ist die Sprache feder als die Tat.
7. Am Ende ist der ganze Kerl noch nicht einmal geboren.
8. Ein jeder gibt den Wert sich selbst.
9. Das ist des Landes nicht der Brauch.
10. Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:  
Wer allzu heilig rennt, geht überrennend  
Des Ziels verlustig. Wist ihr nicht, daß Feuer,  
Wenn es den Trank zum Ueberhäumen schwellt,  
Ihn scheinbar mehrt, doch in der Tat verflüchtigt?  
Shakespeare.